

Die Heuerin [Schluss]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 28

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 28, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

12. Juli 1919

Zwei Gedichte von Gottfried Keller.

An das Herz.

Willst du nicht dich schließen,
Herz, du offnes Haus!
Worin Freund' und Feinde
Gehen ein und aus?

Schau, wie sie verkehren
Dir das Hausrecht stets!
Süßlos auf und nieder,
Polternd, lärmend geht's.

Keiner putzt die Schuhe,
Keiner sieht sich um,
Staubig brechen alle
Dir ins Heiligtum;

Trinken aus den goldnen
Kelchen des Altars,
Schänden Müß' und Segen
Dir des ganzen Jahrs;

Werfen die Penaten
Wild vom Herde dir,
Pflanzen drauf mit Prahlern
Ihr entfärbt Panier.

Und wenn zu verwüsten
Nichts sie finden mehr,
Lassen sie im Scheiden,
Dich, mein Herz, so leer!

Nein! und wenn nun alles
Still und tot in dir,
O, noch halt dich offen,
Offen für und für!

Laß die Sonne scheinen
Heiß in dich herein,
Stürme dich durchfahren
Und den Wetterchein!

Wenn durch deine Kammern
So die Windsbraut zieht,
Laß dein Glöcklein stürmen,
Schallen Lied um Lied!

Denn noch kann's geschehen,
Daß auf irrer Klucht

Eine treue Seele
Bei dir Obdach sucht!

Erkenntnis.

Willst du, o Herz, ein gutes Ziel erreichen,
Mußt du in eigener Angel schwebend ruhn;
Ein Tor versucht zu gehn in fremden Schuh,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Tun,
Der immer um sich späht und laufet und nun
Sich seinen Weg bestimmt nach falschen Zeichen!

Tu frei und offen, was du nicht willst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen —
Und lerne früh, nur deine Fehler hassen!

Und ruhig geh den anderen entgegen;
Kannst du dein Ich nur fest zusammenfassen,
Wird deine Kraft die fremde Kraft erregen.

...

Die Heuerin.

Von Alfred Huggenberger.

(Schluß.)

Nach dem Morgeneßsen, das Eva bereitet hatte, redete ich mit den Heuern aus, worauf sich diese schmunzelnd für das nächste Jahr empfahlen.

Und nun sollte Eva an die Reihe kommen. Sie hatte das Geschirr blank gemacht und stand unter der Rükchentüre. „Nun muß ich wohl auch gehen,“ sagte sie

und wurde ein wenig rot. „Freilich, wenn Arbeit da ist, wäre ich lieber erst am Sonntag mit den andern Mädchen heimgefahren.“ Und nun konnte sie mich ganz frei ansehen, wie wenn nie etwas geschehen wäre.

Es kochte wieder in mir. Jemand, den ich nicht sah, schrie mich heftig an: So! Also so einer willst du werden? — Aber der Tisch, an dem ich saß und an dem ich mich mit beiden Händen festhielt, sagte zu mir: Hier wird sie sitzen, neben dir! Und kein Mensch in der Stube, kein Mensch im Hause, als du und sie! . . .

Ich sah mich unsicher nach Eva um. Zu meinem Staunen hatte sie ein Lächeln auf den Lippen.

„Ihr glaubt gewiß, ich fürchte mich jetzt vor Euch. O nein, das war doch nur ein Scherz. Und wir wissen ja beide, daß so etwas nicht geht.“

Ich getraute mich nicht, die Augen zu erheben. „Wir beide . . .“ Das klang so sonderbar. Als ob sie sagen wollte: Das Liebhaben wäre ja schon hübsch . . .

„Ja, ja, es geht nicht,“ sagte ich, mich plötzlich aufrassend. „Aber es ist mir doch recht, wenn Ihr noch ein paar Tage da seid. Bis meine Leute vom Besuch beim Schwager zurück sind,“ log ich hinzu.

So bin ich zu einer Haushälterin gekommen. Ich will es ehrlich bekennen, ich ging mit freudigem Herzen umher und sah den kommenden Tagen wie einem Wunder entgegen. Und doch — als ich gegen Mittag mit der Hacke auf dem Rücken durchs Dorf schritt, meinte ich, die Kinder auf der Straße müßten es schon wissen, was mit mir sei und daß ich nun nicht mehr zu den rechten Leuten gehöre.

Beim Essen waren wir allein; der Knecht feierte die Heuerlezi im Wirtshause. Eva war still und tat schau wie eine Magd. Auch ich konnte nicht reden; ich kaute Worte im Mund und war verlegener als ein Rittgänger, der in einem fremden Hause sitzt und nicht weiß, ob man ihn gern oder ungern kommen sah. Ich habe mich nachher oft gefragt, ob denn jemand zwischen uns gegessen habe. Nein. Aber Eva hatte an jenem Mittag etwas in den Augen, das ich vorher nicht gesehen. Als sie nach dem Essen schnell nach ihrer Kammer ging, hörte ich, wie sie behutsam den Riegel vorschoob . . .

Am Abend, als ich vom Kleemähen heimkam, zwang es mich, leise in die Küche zu treten. Ich hatte mich bereits in einen hartnäckigen Groll gegen meine Frau hineingeredet, von der ich jetzt wußte, daß sie in Meningen bei ihrem Bruder war. Wenn sie den Kopf nicht brach, so sollte alles gehen, wie es konnte und mochte!

Eva stand am Herd und sah sich nach mir um. Das Fremde zwischen uns war jetzt weg, ihr Blick war offen und sagte etwas Liebes zu mir. Augenblicklich kam es wieder über mich, daß ich nicht von ihr lassen konnte. Ich faßte mit meinen Händen ihren weichen Arm und ihre Schulter und machte, daß sie sich gegen mich wenden mußte.

„Eva — sieh mich an — du! Du hast so liebe Augen . . .“

Sie lächelte hellen Blickes zu mir auf mit leicht geöffneten Lippen, den Kopf etwas zurückgelegt. „Hab' ich? So küßt mich noch einmal! Uebermorgen ist ja Sonntag.“

Da zog ich sie neben mich auf die Herdbank nieder und küßte und liebte sie nach Herzenslust. Und ich fühlte,

daß sie ein Weib war und daß sie mir ihre jungen Lippen nicht versagte.

Plötzlich richtete sie sich auf und stand abwehrend neben mir. „Nun muß es aber aus sein,“ sagte sie mit großer Bestimmtheit. „Es ist ein Unrecht dabei. Gebt mir den Lohn, ich will fort.“ Sie stieg raschen Schrittes in ihre Kammer hinauf. Schon nach einer Viertelstunde stand sie reisefertig in der Stube. Sie war ganz umgewandelt und tat sicher und entschlossen.

Ich zählte ihr den Lohn auf den Tisch und begleitete sie hinaus.

„Denkt Ihr nun schlecht von mir?“ fragte sie leise, während sie mir vom untersten Treppentritt aus die Hand bot. „Nein,“ sagte ich gedrückt. „Muß es denn sein, daß Ihr so schnell fortgeht?“

Sie besann sich ein wenig. Ich sah ihr an, daß sie Mühe hatte, die Tränen zurückzuhalten. „Ich hätte keinen Tag da bleiben sollen. Denn ich hab' es in der ersten Stunde gewußt, daß Ihr Euch meiner wegen Gewalt antun müßtet. Aber — mein Gott, ich hab' das ja so bitter gern erlebt! Hält, weil Ihr nicht seid wie viele andere Männer, die so plumpe Hände haben! Und so hungrige Augen . . .“

„Ich habe Euch von Anfang an für ein braves Mädchen gehalten,“ sagte ich aufrichtig.

Sie lächelte halb unter Tränen. „Das beim Brunnen — mich dünkt, das war keine Sünde. Aber jetzt —“ Sie sah sich unsicher um. Mein Knecht torfelte eben vom Rebstock her heim zu und lallte von weitem, sie solle noch warten, er wolle ihr auch Adieu sagen. Sie rief in scherzendem Tone, den sie sogleich fand, er möge erst seinen Brand ausschlagen. Zu mir sagte sie ganz leise, ohne mich recht anzusehen: „Es ist wohl besser, daß ich jetzt gehe. Für das Liebsein dank' ich Euch.“ Damit wandte sie sich von mir weg. Ich trat wieder in die Stube, ohne recht zu wissen, was ich tat, und saß lange brütend am Tisch. Es war mir, als ob ein Riß durch mein Leben gegangen wäre. Ich kam so weit, daß ich daran dachte, ihr nachzulaufen. Da hörte ich ein Rind im Stalle brüllen. Das brachte mich zur Besinnung.

Am darauffolgenden Abend faßte ich den Beschluß, meiner Frau zu schreiben. Es konnte so nicht weitergehen; die Leute fingen an, nach ihr zu fragen. Ich kramte Papier und Tinte hervor, konnte aber keinen richtigen Brief zusammenbringen; schon die Anrede machte mir Kopfzerbrechen. „Liebe Justine!“ — was mußte sie da denken? — Plötzlich vernahm ich ein Geräusch hinter mir. Als ich aufschaute, stand meine Frau in der offenen Türe.

Ob ich schon fertig sei mit meiner Magd, fragte sie böse. Sie konnte sich aber nicht halten und fing Herzbrechend zu weinen und zu schluchzen an. „Oh — daß ich noch so etwas erleben mußte!“

Auch mir kam das Wasser in die Augen. Ich ging auf sie zu und tat gut mit ihr; sie erbarmte mich im innersten Herzen. Es war traurig, daß ich so alles und alles hatte vergessen können. Sie hatte das mit ihrer Liebe und Treue nicht verdient. Für das andere konnte ich ja nichts; aber ich hätte mir mehr Gewalt antun müssen. — Ja, so etwas kann man nachher schon sagen . . .

Zustine weinte lange wie ein Kind in meinen Armen. „Ach, ich hätte den Mut nicht gleich verlieren sollen!“ brachte sie endlich unter Schluchzen hervor. „Ich glaube, daß nun ein Unglück geschehen ist.“

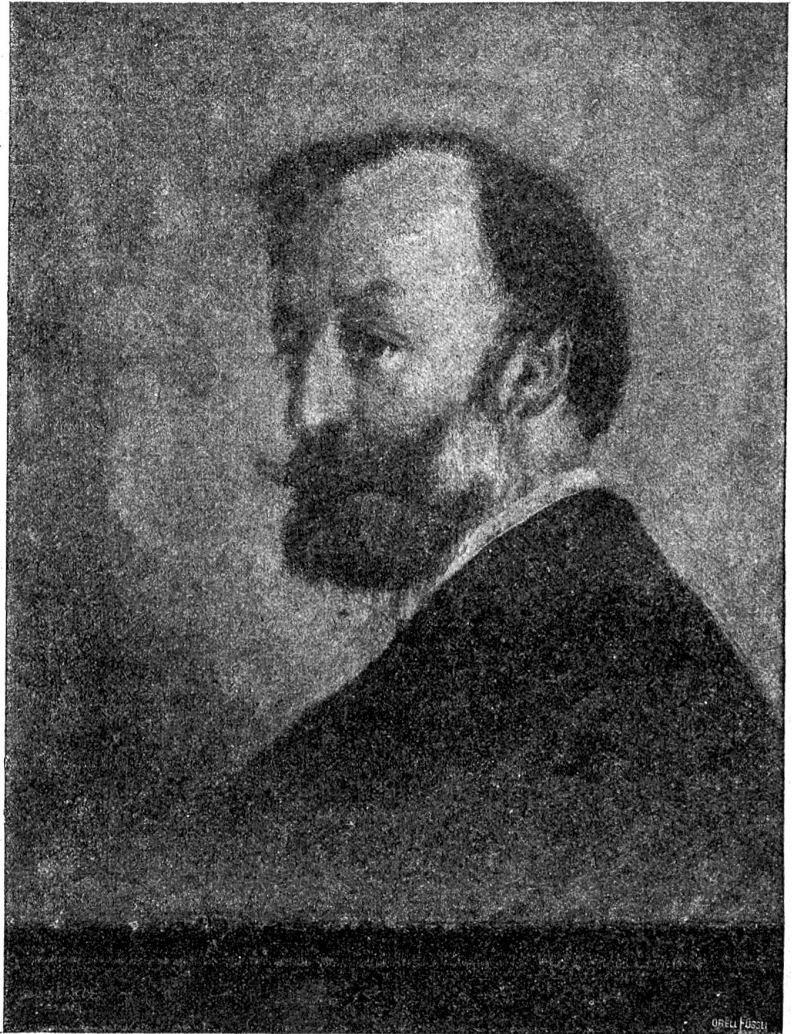
Erst nach und nach erfuhr ich von ihr, was sie damit meinte. Am ersten Tage, da meine Frau und Rosa in Meningen weilten, fand im Gasthause ihres Bruders eine Hochzeit statt, und Rosa mußte beim Aufwarten mithelfen. Sie lernte da einen jungen Menschen kennen, einen Koch namens Bechler, dem sie von Stund' an anhing. Die Mutter wußte sogleich, daß es nicht gut war; aber sie konnte nichts dagegen tun. Auch daß sie den Kopf brach und mit dem Kinde heimkam, half nichts mehr; wir beide konnten weder mit Liebe, noch mit Strenge etwas ausrichten. Es kam halt, wie es kommen mußte. Und die Mutter hatte nur zu gut gesehen, es war ein Unglück.

Als es zum Heiraten Zeit war, kaufte der Bechler, der keinen Rappen Erspartes hatte, Knall und Fall einen alten Gasthof in Guldenbach am See, und ich mußte helfen. Natürlich. Konnte ich Nein sagen? Ich war ja schuld. Ein Bürgschein ist bald unterschrieben. Und vielleicht ging es doch. Die jungen Leute hatten große Pläne, wie sie das Haus, das früher auch gut gewesen sei, wieder in die Höhe bringen wollten. Besonders der Bechler prahlte immer, es komme einzig und allein auf die Persönlichkeit des Wirtes an. — Ja, eben darauf kommt es an! . . .

Als ich nach etwa drei Monaten nach Guldenbach kam, wußte ich schon in der ersten halben Stunde, daß alles verloren war. Rosa weinte in der Küche, als wir allein waren. Der Karl gebe alles so schnell auf. Und es wäre doch ganz gut ohne Köchin gegangen, wenn er arbeiten wollte. Sie müsse auf jedes Bierlein acht geben; den Zins auf Mai bringe sie noch zuweg, wenn sie immer am Büffet sei und das Geld verstecke. Aber dann die Bierrechnungen! Und wenn erst die Rindbett komme!

Der Bechler saß verschlafen in der dunklen Gaststube und jakste mit Leuten, die ich nicht mit einem Stecklein berührt hätte. Er erklärte nachher großartig, man müsse sich eben populär machen; nichts schade einem Geschäft mehr, als wenn man sich nicht mit den Leuten abgebe. Und der Bierkonsum habe sich nun schon bedeutend gehoben. Die Kellnerin — es war zufällig die kurze, rundliche Apollonia mit den Sommersprossen — kannte mich noch und wußte mir einiges von Eva zu berichten. So ein arg hübsches Mädchel, und dabei so unklug! Mit dem Bürgermeistersohn habe sie sich versprochen, bald nach jenem Heuet. Aber von heute auf morgen, kein Mensch wisse warum, habe sie ihm nachher den Abschlag gegeben und sei Krankenschwester geworden.

Die Apollonia mußte uns verschiedene Sorten Wein zum Probieren aufstellen, wobei ihr der Bechler hin und

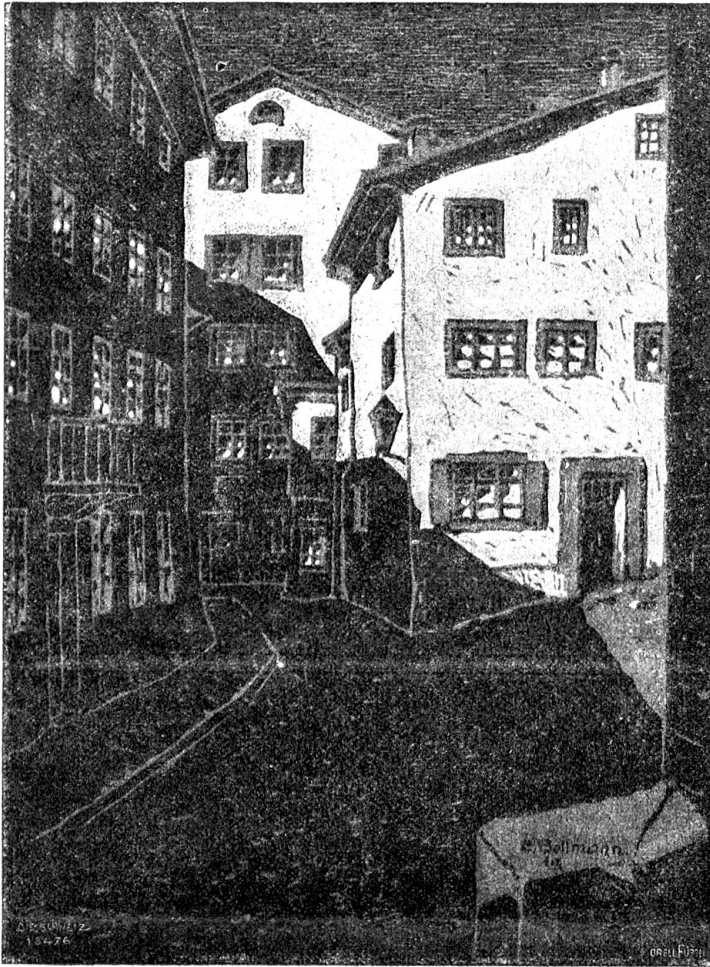


Frank Buchser: Gottfried Keller.

wieder einen Klaps gab. Ich dachte bei mir: Wer wird da die Uerte aufbringen?

Ja, ja, die hab' ich bezahlt! Mit dem schönen Ristenhofe habe ich sie bezahlt. Was wollte ich machen? Dem Bechler sein Alter, der neben mir Bürge war, hätte keinen Rappen aufgebracht. Freilich, zu jener Zeit wäre ich für die Summe noch allein mächtig gewesen. Mein gesunder Bauernverstand riet mir: Laß fahren! Zahl' den Bettel, es reißt dich nicht auf! Besser eine Beule als ein Loch! Der Hochmut aber sagte dagegen: Wer wird sich so an die Wand stellen! Ich half mit Geld und half wieder. Daneben prahlte ich laut beim Glase Wein im Rebstock, wie sich der Bechler in Guldenbach gut mache und wie meiner Tochter das Wirten wohl anstehe. Aber ich betrachtete es heimlich als ein Glück, daß Rosa im zweiten Wochenbette starb. Ihre Kinder waren beide tot zur Welt gekommen.

Nun wäre mich der Bechler nicht mehr viel angegangen. Aber ich hatte die Hand unterm Stein und konnte sie nicht mehr hervorziehen. Die Lumpenwirtschaft und der Ristenhof wurden nach und nach wie mit Striden aneinandergekoppelt; was der eine aufbringen konnte, fraß die andere und noch mehr dazu. Und am Ende fallierte der Bechler doch; ich mußte die Bürgschaftssumme bezahlen. Auch das brachte ich noch zuweg. Es braucht viel, bis sich ein Bauer



E. Bollmann: Gottfried Kellers Geburtshaus „Zum goldenen Winkel“.

aus seiner Stube weissen läßt. Noch acht Jahre trieben wir's; aber auf das Ende hin war es doch kein Leben mehr. Der Hausrat verpfändet, der letzte Schwanz Vieh im Stall dem Händler verschrieben, hinterm Spiegel immer drei, vier feurige Zettel*) — härter kann einen der Teufel nicht reiten. Meine Frau wurde krank vor Müdigkeit und Zorn über die Menschen; denn wir waren verlassen, und niemand hatte Nachsicht. Sie erlebte den bösen Tag nicht. Ich muß ihr noch im Grabe danken, sie hat mir nicht ein einziges Mal einen Vorwurf gemacht. Sie sagte nur: „Es ist uns halt so bestimmt gewesen . . .“

Als die Angst über mich kam, als ich es von allen Seiten kommen sah wie ein hohes Wasser, dem man nicht enttrinnen kann, da versuchte ich den Ristenhof zu verkaufen; es sollte wenigstens kein Geld an mir verloren gehen. Aber niemand gab mir ein rechtes Angebot. Ich bemerkte mit Schreden, daß ich ein Lottergut feil hatte.

Was soll ich noch sagen? Ich bin mit allem fertig geworden. Am hintern Kammerfenster, wo man auf den Brunnenplatz sieht, habe ich zugeschaut, wie man meine Wagen und den Pflug und den Dengelstod vergantet hat. Der Weibel machte Spässe. Als einer den wackligen Stoßkarren kaufte und beiseite schob, rief er ihm nach, er könne den Sali gleich auch dazu haben. Da lachte alles; auch

mein Better, der Steffen-Felix von Graserüttli, hat gelacht; ich habe auf sein Gesicht acht gegeben. Und er hatte eine Stunde vorher zu mir gesagt, es tue ihm so weh wie mir selber. —

Am liebsten wäre ich weggegangen, in den Wald oder sonstwohin; ich habe auch Gedanken gehabt, die ich jetzt nicht sage. — Aber nein, ich mußte bei jedem Stücklein dabei sein, mußte sehen, wer es in die Hände nahm, wie alles auf die Seite getragen und angeschrieben wurde.

Mit sechzig Rappen in der Tasche bin ich nachts vom Ristenhofe weggegangen. Mit den sechzig Rappen hatte ich einen alten harthölzernen Kalenderrahmen kaufen wollen, auf dessen Rückseite mein Großvater und mein Vater Jahrszahlen eingeritzt hatten. Aber der Kärstler-Hans bot mir zuleid einen Franken. Er sagte zu mir, wer keinen Ofen habe, brauche auch kein Holz zum Heizen. Auch er brauchte nicht mehr viel: Zwei Wochen später hat ihn ein Stier getötet.

Die Leute lachen jetzt über mich, wenn ich Lose kaufe, um mich von der Armenpflege frei zu machen und meiner Frau einen Grabstein setzen zu können. Mit der Treue hätte sie allweg eher einen verdient als die Ristnerin, die neben ihr liegt. Ja.

Der Alte schwieg und sah trübe vor sich hin. Ich wußte kein Wort zu sagen und fing nachdenklich zu arbeiten an. Als er nach einer Weile den Heimweg antrat, kam es mir vor, er sei plötzlich viel älter und gebrechlicher geworden. —

Kurze Zeit nachher bemerkte ich, daß der Sali oft beim Essen fehlte. Der Stelzenbühler sagte, es gehe rasch bergab mit ihm, er werde im Heuet nicht mehr auf dem Scheunenbäncklein sitzen. An einem Sonntagabend mußte ich zu ihm in die Kammer hinauf. Er saß im lederbeschlagenen Lehnstuhl, den ihm die Bäuerin hinaufgestellt hatte, und sah sich lächelnd nach mir um. „So, das ist schön, daß Ihr kommt,“ sagte er mit heiterer Ruhe; „ich will Euch jetzt ein Vermächtnis machen.“ Er nahm ein zerknittertes Zettelchen aus der Westentasche und bemühte sich, es auf dem Tische glatt zu streichen. Es war ein Los von irgend einer Kirchenbaulotterie; ich hatte zwei ähnliche in meinem Sachbuch liegen.

„Wenn dieses Los gewinnt,“ sagte er, „und ich glaube es ganz bestimmt, so ist das Geld Euer. Aber wenn es viel ist, so . . . Ihr wißt ja schon, ich hätte meiner Frau gerne einen Grabstein setzen lassen. Einen schönen von Marmor und mit goldenen Buchstaben darauf. Hier auf der Rückseite des Loses habe ich die Nummer aufgeschrieben, die auf ihrem Grabtäfelchen steht. Könnt Ihr's lesen? Nummer 57.“ Ich versprach ihm, gut auf die Ziehung acht zu haben und, wenn es möglich sei, seinen Wunsch zu erfüllen.

Raum eine Woche später hielt der Leichenwagen vor dem Stelzenbühl. Einige ältere Bauern und Bäuerinnen gaben dem Risten-Sali das Geleite zum Kirchhof. Im Spätherbst, als die Ziehung war, kam sein Los mit einem Gewinn von drei Franken heraus. Ich legte noch einige Rappen dazu und kaufte zwei Rosenbäumchen. Eines davon pflanzte ich auf das Grab Nummer 57, das andere bekam der Sali.

So hatte er doch zum letztenmal keine Miete gezogen.

*) Bahlungsbefehle.